

Industriesoziologen im Feld - aus dem Alltag empirischer Sozialforschung

Detlef Gerst, Martin Kuhlmann

Lieber Michael, verehrte Geburtstagsgäste,

Was macht man als Industriesoziologe im Feld?

Diese Frage drängt sich etwa dann auf, wenn einem beim alljährlichen Ausfüllen der Steuererklärung mal wieder vor Augen geführt wird, daß man schon wieder weit über 50 Tage auf Reisen oder, wie es im Jargon heißt, „im Feld“ war. Nicht mehr ausweichen kann man dieser Frage, wenn man bei „normalen“ Menschen - bei Nicht-Industriesoziologen also - mit dem Hinweis, daß man die letzte Woche über „im Feld“ war, nur ungläubiges Stirnrunzeln erntet. Schon wird mit einem Mal erklärungsbedürftig, was dem empirischen Sozialforscher sonst durch und durch vertraut erscheint. Eine im Allgemeinen nicht hinterfragte Alltagspraxis wird plötzlich begründungspflichtig und es stellt sich die Frage: Was macht man eigentlich als Industriesoziologe im Feld? Was bringt einen dazu, ganze Wochen hindurch auf Familie, Freundeskreis, Verein und anderes zu verzichten, um kreuz und quer herumzureisen, sich an Orten aufzuhalten, die sich zumeist nicht durch besondere touristische Attraktivität auszeichnen, sich dann tagsüber auch noch in Fabrikhallen und Büros herumzutreiben und die Abende in den stets gleichen, fast immer professionell unpersönlichen Hotels zu verbringen? Spätestens in diesen dunklen Momenten empirischer Feldforschung, abends in einem faden Hotelzimmer, kommt man um eine Antwort auf diese Frage nicht mehr herum.

Schaut man genauer hin, wird schnell deutlich, daß es sich hierbei um zwei Fragen handelt. Die eine ist die eher praktisch-methodische nach den verschiedenen Tätigkeiten, Erhebungsverfahren und wissenschaftlichen Regeln: Was macht man im Feld im Sinne eines methodischen Wie. Hierzu später. Die zweite, die gerade im Hotelzimmer mitunter sehr viel bohrendere, lautet: Warum betreibt man empirische Feldforschung? Dies ist, so wie wir es sehen, auch eine politisch-praktische Frage. Wenn wir heute anlässlich Michael Schumann's Geburtstag über Empirische Sozialforschung reden, geht es uns in erster Linie um diese zweite Frage. Allen, die Michael Schumann kennen, müssen wir nicht lange erklären, wie wichtig empirische Feldforschung für sein wissenschaftlich-politisches Selbstverständnis ist.

1. Daß es mit dem Industriesoziologen im Feld etwas Besonderes auf sich hat, daß diese Figur irgendwie auffällig und nicht selbstverständlich ist, wurde innerhalb der Zunft vergleichsweise früh offensichtlich. Schon Popitz, Bahrdt und andere stellten den besonderen Charakter ihrer Untersuchungen als Feldforschung heraus: Bei ihren Studien in der Stahlindustrie lebten die Forscher mehrere Wochen „vor Ort“, untergebracht war man im Ledigenwohnheim des Betriebes. Das „Eintauchen“ in die Welt der Fabrik, einschließlich der anschließenden Thekengespräche, galt als wichtiger Bestandteil der Methode. Und was noch wichtiger ist: Auch in dieser Forschergruppe, wie bei der ersten Nachkriegsgeneration von Industriesoziologen insgesamt, war das Interesse an Industriearbeit und Arbeiterschaft entscheidend von politischen Motiven getragen.

Die Mythen, Verklärungen und Stilisierungen - auch die enttäuschten - sollten auf ihren realen Gehalt, ihre gesellschaftlichen Grundlagen und Potentialitäten hin untersucht werden.

Mit Blick gerade auch auf die Aktivitäten Michael Schumann's in den 60er Jahren hat Klaus Peter Wittemann an verschiedenen Stellen auf die politischen Zusammenhänge als eigentlichen, ganz und gar unakademischen Beweggrund der empirischen Forschung von Kern/Schumann hingewiesen. Auch für sie ist es bei der Feldforschung nicht nur darum gegangen, Einblicke in die realen Arbeitsbedingungen, Erfahrungen und Denkweisen der Industriearbeiterschaft zu gewinnen. Eingebunden und angetrieben wurde das Forschungsinteresse von politischen Motiven, die darauf zielten, linke Politik als Gegengewicht zum Restaurationsklima der Adenauerära neu zu formulieren, ohne dabei die realen gesellschaftlichen Veränderungen der Nachkriegsprosperität aus den Augen zu verlieren. Empirische Forschung wurde damals ausdrücklich als Ansatz verstanden, Erkenntnisse über die Wirklichkeit zu produzieren, die mittelfristig auch dazu geeignet sein sollten, die damals diagnostizierte politische Orientierungslosigkeit der Arbeiterschaft zu überwinden.

In der deutschen Industriesoziologie wurde empirische Forschung fast immer als Teil von Bemühungen verstanden, mehr Rationalität, mehr soziale Rationalität bei der Organisation gesellschaftlicher Arbeit zu erreichen. In diesem Sinne ist Wissenschaft (auch) eine politisch-praktische Veranstaltung, ohne daß dabei jedoch die produktiven Wirkungen oder gar die Produktion soziologischer Erkenntnisse den politischen Zielen untergeordnet werden könnten. So etwa lautet aus unserer Sicht eine erste Antwort auf die Frage, warum man empirische Feldforschung betreibt?

2. Einem Soziologen reicht dies natürlich noch nicht als Begründung für sein Tun. Für eine zweite Antwort

auf die Frage nach dem „Warum?“ starten wir auf den Höhen soziologischer Gelehrtheit. Anthony Giddens, um einen Großmeister der Verknüpfung sozialwissenschaftlicher Denkansätze zu zitieren, hat darauf hingewiesen, daß die Sozialwissenschaften einer doppelten Hermeneutik unterliegen:

„Es gibt in den Sozialwissenschaften keine allgemeingültigen Gesetze und es wird nie welche geben - nicht in erster Linie deshalb, weil die Methoden der empirischen Überprüfung und Validierung irgendwie unzulänglich wären, sondern weil (...) die in Verallgemeinerungen über menschliches Sozialverhalten steckenden kausalen Bedingungen (...) einen instabilen Charakter aufweisen“ (Giddens 1988, S. 46).

„Die Soziologie (...) hat es mit einer Welt zu tun, die schon innerhalb von Bedeutungsrahmen durch die gesellschaftlich Handelnden selbst konstituiert ist, und sie reinterpretiert diese innerhalb ihrer eigenen Theoriekonzepte, indem sie normale und Theoriesprache vermittelt“ (Giddens 1984, S. 199).

Giddens zufolge unterscheiden sich die praktisch wirksamen Alltagsvorstellungen der Handelnden nur graduell von soziologischen Aussagen und Theorien hierüber. Die Sozialwissenschaften können aus methodologischen Gründen nicht von den Sinnzusammenhängen und Deutungen ihres Forschungsfeldes bzw. der dort handelnden Subjekte absehen.

Die phänomenologische Tradition in der Soziologie hat diesen Grundgedanken noch verstärkt: Eine methodisch angeleitete Praxis des Nachvollzuges der Situationen und Erfahrungen anderer, d.h. eigene Naherfahrung, wie sie durch Feldarbeit möglich wird, ist danach ein wichtiger Ausgangspunkt für sozialwissenschaftliche Interpretationen. Auch der Soziologe ist darauf angewiesen, in eine Lebensform „einzutauchen“ um Wissen über sie hervorzubringen. Unmittelbares Erleben der Situationen und

Sozialformen von Arbeit bleibt eine wichtige Quelle und Kontrollinstanz für industriesoziologische Erkenntnis - zumindest dann, wenn dieses Erleben nicht einem Kult der Unmittelbarkeit erliegt. Insofern läßt sich die Frage nach dem „Warum?“ auch mit dem phänomenologischen „zu den Sachen“ beantworten.

Nun werden empirische Feldforscher aber nicht nur und schon gar nicht auf Dauer von hehren methodischen Grundsätzen angetrieben. Die meisten erliegen dafür jedoch irgendwann der Faszination und der Präsenz, die von Menschen ausgehen, denen man im Feld begegnet. Und Geschichten über diese Menschen erhellen nicht zuletzt trübere Momente des Feldforscheralltages. Bei Popitz, Bahrdt und anderen spürt man die Bewunderung für Menschen, denen der Forscher im Feld begegnet, zum Beispiel in den von ihnen abgedruckten Originalpassagen aus Interviews. Die besondere Wertschätzung durch die Forscher kommt auch in der Charakterisierung der Arbeitersprache zum Ausdruck:

„(So, M.K.) verblüfft uns in den Protokollen gerade bei politischen Themen die große Zahl origineller und plastischer Bemerkungen. Ihre Prägnanz, ihre Dichte und Bildhaftigkeit üben eine faszinierende Wirkung auf einen wissenschaftlich gebildeten Leser aus, dem gerade diese Art des Ausdruck nicht zur Verfügung steht“ (Popitz u.a. 1957, S. 168).

Im „Ende der Arbeitsteilung?“ von Kern/Schumann wird diese Faszination für Menschen, denen der Forscher im Feld begegnet, unter anderem in den Passagen deutlich, die man als „Entdeckung des Managers“ bezeichnen könnte. Auf die Manager und technischen Kader bezogen heißt es dort:

„Wo wir uns früher mit Funktionszuweisungen begnügten und nicht hinter die ‘Charaktermasken’ blickten, erleben wir nun auch die Nicht-Arbeiter als Personen in eigenen Handlungssituationen und Ver-

haltenszwängen. Im Durchspielen von Verhaltensalternativen werden die Schwierigkeiten nachvollziehbarer, aus den gegebenen Rollen herauszutreten, und man kann sich nicht immer von dem Zweifel freihalten, ob man sich selbst, in vergleichbare Situationen gestellt, anders - ‘besser’ - verhalten könnte“ (Kern/Schumann 1984, S. 37).

Zugegeben, in diesem Zitat bekommt man eher eine Ahnung davon, wie beeindruckend die Interviews mit Managern gewesen sein müssen - geradeheraus formuliert wird die Faszination hier nicht. Die Figur des Managers wird nach wie vor mit spitzen Fingern angefaßt.

Aus einer neueren eigenen Untersuchung seien schließlich als weiteres Beispiel für Erlebnisse, die nur in der Feldforschung möglich sind, Aussagen eines Arbeiters über Gruppenarbeit zitiert. Sie werden es vielleicht kaum glauben, aber wir haben bei der Sprache dieses Beschäftigten, es handelt sich um einen kroatischen Maschinenbediener, nur die Grammatik ein wenig normalisiert:

„Meiner Meinung nach ist es so, wenn sich Gruppenarbeit verbreitet, das könnte eine richtige Revolution sein. Der Arbeiter wird selbstbewußter werden und er wird sich weniger gefallen lassen. Der Arbeiter wird seine Wertstellung hier in der Gesellschaft viel besser mitbekommen. Es wird sich auch nicht nur im Arbeitsleben etwas verändern, sondern wohl auch privat. Wenn ich selbstbewußter bin und sich mein Horizont erweitert hat, dann kann ich mich z.B. auch mit Leuten wie Euch beiden unterhalten. Und zwar auch über Themen, über die ich mich vor zwei oder vor fünf Jahren nicht unterhalten konnte. Ich habe auch keine Hemmungen mehr, mich mit Leuten zu unterhalten, die eine höhere Schulbildung haben. Sie haben zwar viel Wissen, aber ob sie mehr vom Leben wissen als ich, das ist fraglich“ (kroatischer Maschinenbediener).

Als zweite Antwort auf die Frage nach dem „Warum?“ würden wir daher sagen: Die theoretisch-methodischen Argumente für eigene Feldforschung sind gewichtig - auf den Weg ins Feld machen sich die meisten von uns aber dann doch eher aus Lust am Fremdverstehen und dem Interesse an Diskussionen mit Persönlichkeiten, denen man im Feld begegnet.

3. An den Arbeiten von Michael Schumann läßt sich schließlich in besonderer Weise zeigen - und damit wären wir bei einem dritten Grund -, daß eine feldorientierte, erfahrungsoffene Sozialforschung die Chance bietet, neue, den bisherigen Diskussionsstand verändernde Erkenntnisse zu produzieren. Gegen den mainstream der damaligen Diskussion wurde in „Industriearbeit und Arbeiterbewußtsein“ der Nachweis geführt, daß technischer und sozialer Fortschritt keineswegs gleichzusetzen sind. Empirisch kritisiert wurden damals sowohl Technikoptimisten als auch -pessimisten. Als Alternative dazu wurde eine Position eingenommen, die zugleich Ansatzpunkte für politische Interventionen formulierte: Negative Arbeitsfolgen verschwinden auch durch Technisierung nicht von selbst, sondern bedürfen eigenständiger Gestaltungsüberlegungen und -initiativen - d.h. praktischer Politik.

Empirische Sozialforschung bietet - vermutlich in höherem Maße als Schreibtischsoziologie - dabei auch die Chance, eigene Positionen zu revidieren. Auch hierzu ein Beispiel: Nachdem vom SOFI in den 70er Jahren die Verstärkung negativer Arbeitsfolgen thematisiert und von Michael Schumann u.a. auch in der Werftstudie noch einmal im Detail die Folgen tayloristischer Rationalisierungsstrategien gezeigt wurden, diagnostizierten Kern/Schumann nur wenige Jahre später neuartige Kräftekonstellation und formulierten sogar die Möglichkeit eines grundlegenden Wandels im Rationalisierungsgeschehen.

Differenzierung starrer Positionen, Gestaltungsorientierung und Offenheit für Veränderungen des Untersuchungsgegenstandes als besondere Stärken empirischer Feldforschung versuchen wir auch in unseren aktuellen Gruppenarbeitsuntersuchungen zur Geltung zu bringen. In diesen Forschungen geht es uns darum, festgefahrene Fronten der wissenschaftlichen und (arbeits-)politischen Diskussion aufzulösen und Gestaltungsoptionen humaner Arbeit freizulegen - ohne sich dabei jedoch blind zu machen für die realen Ausbreitungschancen und Durchsetzungsvoraussetzungen von weniger restriktiven Arbeitsformen.

Diese Chance empirischer Feldforschung, den realen Entwicklungen der Wirklichkeit auf der Spur zu bleiben, ist im Bereich der Arbeit nicht nur besonders notwendig sondern auch besonders reizvoll: Nur wenige andere Felder der Gesellschaft zeichnen sich durch eine ähnlich große Dynamik aus, und der Bereich der Arbeit ist - immer noch und sogar in steigendem Maße - von besonderen Interessengegensätzen durchzogen. An der hierfür verantwortlichen Verfaßtheit der Gesellschaft dürfte sich vorerst auch nicht sehr viel ändern. Insofern spricht auch für die Zukunft einiges dafür, daß Feldforschung eine gute Möglichkeit bietet, das zu tun, was Michael Schumann schon immer gereizt hat: den Zirkel zu durchbrechen, bei dem Bücher lediglich aus der Auseinandersetzung mit Büchern und Theorien vor allem aus der Kritik an Theorien entstehen.

4. 1986 formulierte Michael Schumann, daß die Frage nach der gesellschaftlichen Transformation angesichts der „fortbestehenden Destruktionskraft des kapitalistischen Industriesystems“ aktuell bleibe - obwohl eine verfügbare Alternative weniger denn je in Sicht sei. Nur ein paar Jahre später erfolgte dann eine Transformation ganz anderer Art - und das Problem der Destruktionskraft hat sich angesichts der neuen Negativrekorde bei den Arbeitslosenzahlen eher verstärkt. In dieser Hinsicht hat sich an den Rahmenbedingungen von

Sozialforschung wenig verändert. Nach unseren drei Antworten auf die Frage nach dem „Warum?“ von Feldforschung dennoch ein paar Worte dazu, inwieweit sich in den letzten Jahren trotzdem ein paar Veränderungen für empirische Forschung abzeichnen.

Traditionell war industriesoziologische Forschung in institutionelle Bedingungen eingebunden, bei denen staatliche Akteure, Gewerkschaften und Verbände die eigentlichen Adressaten von wissenschaftlichen Ergebnissen waren. Gesetzliche Bestimmungen und Tarifverträge galten als wichtigste Vehikel, über die die Industriesoziologie versuchte, praktisch folgenreich zu werden. Diese Konstellation - auch dies böte Gelegenheit, etwas zur Destruktionskraft ökonomischer Zusammenhänge zu sagen - löst sich gegenwärtig von verschiedenen Seiten her immer mehr auf. Die Unternehmenszentriertheit von arbeitspolitischen Initiativen wächst, staatliche und tarifliche Regulierung wird demgegenüber zurückgedrängt. In der öffentlichen Forschungsförderung nehmen Tendenzen zu, Nützlichkeit, genauer gesagt wirtschaftliche Nützlichkeit von Forschung nicht mehr nur einzufordern, sondern immer öfter wird die Vergabe von Forschungsgeldern sogar ausdrücklich an die Bereitschaft von Unternehmen geknüpft, ihrerseits eigene Mittel zu investieren.

Parallel dazu wächst auf der Seite der Unternehmen das Bewußtsein, daß die derzeit anstehenden Reorganisationsprozesse sehr wohl von sozialwissenschaftlichem Wissen profitieren können. In einer ganzen Reihe von Unternehmen ist die Bereitschaft gestiegen, Sozialwissenschaftler als Experten in die Umsetzung arbeitspolitischer Projekte einzubinden und einschlägige Forschungsarbeiten zu fördern. Auf die Sozialwissenschaften kommen hierbei Rollendefinitionsprobleme zu, wie sie teilweise bereits aus der Phase der HdA-Begleitforschung bekannt sind. Allemal setzt ein solcher Forschungstyp beispielsweise ein sehr viel intensiveres Sich-Einlassen auf die einzelbetrieblichen Probleme und Akteurskonstellationen voraus. Inwieweit wir als

Industriesoziologen auch in Betriebsprojekten dieses neuen Typs eine Aufklärungs- und Reflexionsfunktion wahrnehmen können, bleibt abzuwarten - einzelne ermutigende Beispiele existieren durchaus. Inwiefern es breitflächig und strukturell gelingt, eine in diesem Sinne betriebsnahe Industriesoziologie ohne Preisgabe des aufklärerischen Selbstverständnisses zu verankern, wird sich allerdings erst noch zeigen müssen. Vieles wird davon abhängen, wie ernst es den Unternehmen wirklich ist, mit der neuerdings zur Schau getragenen Offenheit für interne Diskussionen und Reflexionsprozesse. Mit Blick auf die Voraussetzungen für industriesoziologische Feldforschung und die hiermit verknüpften politisch-praktischen Interessen läßt sich aber schon jetzt festhalten, daß die Notwendigkeit eines solchen Forschungsansatzes in Zukunft eher größer wird.

5. Nachdem wir nun einiges über das Warum der Feldforschung in der Industriesoziologie gesagt haben, noch ein paar Bemerkungen zur zweiten Bedeutung unserer Ausgangsfrage: Was machen Industriesoziologen eigentlich im Feld und wie muß man sich den Forschungsalltag konkret vorstellen?

Eine Möglichkeit, sich diesen Fragen anzunähern, liegt in der Lektüre von Lehrbüchern zur empirischen Sozialforschung, die Kapitel über die Planung der Forschung, die Meßinstrumente und über Forschungsmethoden enthalten und darüber hinaus eine Reihe von Ratschlägen und Lehrsätzen anbieten. Wer diesen Weg wählt, wird wenig anschauliches über den Forschungsalltag, die bei der Feldarbeit auftretenden Probleme und damit verbundenen Anforderungen, vielleicht auch Zumutungen erfahren. Wer selbst einmal an intensiver Feldarbeit beteiligt war, weiß, daß die Lehrbücher fast alles verschweigen, was der Forschungsalltag an Eindrücken, Erfahrungen und Schwierigkeiten zu bieten hat und welche Hindernisse im Feld zu überwinden sind. So betrachten Lehrbücher die Feldarbeit zwar als einen sozialen Prozeß, in der der Forscher kein objekti-

ver und distanzierter Beobachter ist, sondern mit seinen Gesprächspartnern in einem wechselseitigen Austauschverhältnis steht. Doch wer ahnt schon, daß aus der sozialen Situation für die Forscher beispielsweise die Anforderung erwächst, genügend Kleingeld in der Tasche zu haben, um den Gesprächspartner in der Nachtschicht mit Kaffee versorgen zu können. Wir wollen deshalb nicht abstrakt und theoretisch auf das methodische Selbstverständnis der Göttinger Industrie-soziologie eingehen, also auf die phänomenologische Grundorientierung, offene Empirie, Methodenmix und auf Cross-Examination; dies alles ist sehr gut dokumentiert und kann an anderer Stelle nachgelesen werden.

Wir wollen uns statt dessen im folgenden mit für die praktische Seite der Sozialforschung, nützlichen aber bislang ungeschriebenen Lehrbuchkapiteln und mit zu Unrecht noch nicht formulierten Lehrsätzen beschäftigen. Wir beschränken uns auf folgende vier Punkte:

- Die Auswahl von Stichproben,
- den Aufbau einer betrieblichen Forschungsinfrastruktur,
- das Phänomen des Rollenwechsels im Interview und
- die geeignete Feldkleidung.

6. Eine erste notwendige Ergänzung der Lehrbücher müßte unserer Ansicht nach in dem Themenfeld Methodik der Stichprobe vorgenommen werden. Denn bei diesem Thema beschränken sich die Lehrbücher meist auf Verfahren, die sicherstellen, daß die Stichprobe ein, wie es in einem dieser Texte heißt, verkleinertes Abbild der Grundgesamtheit hinsichtlich der Heterogenität der Elemente und hinsichtlich der Repräsentativität der für die Hypothesenprüfung relevanten Variablen ist. Dabei wird ein ganz wesentlicher Aspekt der Fallauswahl übersehen. Ausgehend von eigener langjähriger Erfahrung mit industriesoziologischer Forschung müßte ein hierauf bezogener Lehrsatz ungefähr lauten: Beachte bei der

Stichprobenbildung, daß die hierfür ausgewählten Orte nicht nur wissenschaftliche, sondern darüber hinaus auch kulturelle und kulinarische Herausforderungen bieten. Konkret heißt dies etwa, forsche nicht in Bitterfeld und Frankfurt/Oder, sondern im Badischen oder in Berlin, meide Lippstadt und Hamm und verlege die Feldphase an Orte wie Würzburg oder Stuttgart. Mit wachsender Sorgfalt bei der Auswahl der Stichprobe steigt die Wahrscheinlichkeit, düsteren Abenden in faden Hotelzimmern zu entkommen, von denen zu Beginn unseres Vortrages die Rede war.

Man darf, wenn man sich mit der empirischen Seite der Industriesoziologie beschäftigt, nicht vergessen, daß es sich hierbei nicht nur um eine äußerst interessante und spannende Tätigkeit handelt, sondern auch um eine relativ harte Arbeit - 10- oder 12-Stunden-Tage sind dabei keine Seltenheit. Deshalb kommt es umso mehr darauf an, den Feldphasen auch außerhalb der Betriebe positive Seiten abzugewinnen. Wir haben Michael Schumann immer als einen Feldforscher erlebt, der sich mit großem Engagement und mit Leidenschaft seiner Arbeit widmet, der aber gleichzeitig immer versucht, seine empirische Arbeit mit angenehmen Dingen zu verbinden und sich beispielsweise auch schon mal als Probefahrer für die neue C-Klasse auf der Teststrecke von Mercedes-Benz in Sindelfingen versucht. Wir haben für diesen Vortrag ein wenig recherchiert und dabei erfahren, daß schon während der empirischen Arbeiten zu „Industriearbeit und Arbeiterbewußtsein“ Badenachmittage in Talsperren, in der Sonne auf einer Veranda verfaßte Protokolle und Kinofilme, die dann eine Woche lang das Gesprächsthema im Team waren, zum Forschungsalltag gehörten. Wir vermuten allerdings, daß Michael unseren Lehrsatz zur Auswahl von Stichproben in der hier vorgetragenen Fassung nicht unterschreiben würde.

7. Wir wollen das Stichprobenthema an dieser Stelle nicht weiter vertiefen und uns statt dessen einem Kapi-

tel widmen, das in den Lehrbüchern meist ganz ausgespart wird, für die Forschung aber von elementarer Bedeutung ist, und zwar mit dem Aufbau einer betriebsinternen Forschungsinfrastruktur. Ein hierauf bezogener Lehrsatz könnte lauten: Überschätze niemals die Organisationsfähigkeit der Betriebe.

Feldforschung ist immer auch auf eine betriebliche Infrastruktur angewiesen. Hierzu zählen vor allem Räume, in denen man ungestört Interviews durchführen oder in die man sich zur Besprechung zurückziehen kann. Wir raten jedem Forscher, sich in diesen Fragen nicht zu sehr auf die Organisationsfähigkeit der Betriebe zu verlassen und darauf zu vertrauen, daß die betrieblichen Ansprechpartner schon für geeignete Rahmenbedingungen der Forschung sorgen werden. So mußten wir beispielsweise einmal eine komplette Feldphase, die sich immerhin über einen Zeitraum von sieben Wochen erstreckte, innerhalb von vier Stellwänden inmitten einer Montagehalle verbringen. Was unsere Arbeit in diesem Werk erheblich erschwerte und zu einer Zerreißprobe für unsere Nerven machte, war der enorme Lärmpegel in dieser Halle und die Tatsache, daß unser Büro über kein Dach verfügte - möglicherweise war es der Vorstellung oder, wie es im Betriebsjargon heißt, der "Philosophie" der schlanken Fabrik zum Opfer gefallen. Direkt über den Stellwänden verlief eine Transportlinie, die sich zum Zeitpunkt der Erhebungen in einer Umbauphase befand. So waren wir aufgrund des bisweilen ohrenbetäubenden Lärms gezwungen, Interviews und Telefongespräche zeitweilig zu unterbrechen. Als weitere intervenierende Variable wirkten Schrauben und kleinere Verbaumaterialien, auf die wir von Zeit zu Zeit mit immer geschickter werdenden Ausweichmanövern reagieren mußten.

Wir haben aus dieser Erfahrung die Lehre gezogen, daß es sich lohnt, schon im Vorfeld der eigentlichen Untersuchung aktiv zu werden und die Gestaltung des Forschungsumfeldes möglichst wenig dem Betrieb zu überlassen. Wer die Feldphase richtig angeht, sich

rechtzeitig und aktiv mit dem Aufbau einer betriebsinternen Forschungsinfrastruktur beschäftigt, wird seine Feldphasen nicht nur in einem geräumigen und ruhigen Büro verbringen, sondern darüber hinaus auch noch regelmäßig mit Kaffee versorgt.

8. Unser drittes Thema ist die Interviewsituation. Daß ein Interview immer auch einen sozialen Prozeß darstellt, wird schon in den Lehrbüchern zur empirischen Sozialforschung thematisiert. Hier finden sich Hinweise auf mögliche systematische Verzerrungen der Antworten, die unter anderem darauf beruhen, daß die Befragten auf die Kleidung, die Wortwahl oder das Auftreten des Interviewers reagieren und die Antworten deshalb nicht allein als Ergebnis einer Auseinandersetzung mit den gestellten Fragen zu werten sind. Was in den Lehrbüchern dagegen nicht angesprochen wird, womit ein Forscher im Feld aber rechnen muß, ist das Phänomen des Rollenwechsels im Interview. Hierzu ein Beispiel aus einer Untersuchung bei einem mittelständischen Werkzeugmaschinenhersteller, wo wir einen Servicetechniker interviewten, und wo sich während des Interviews folgendes abspielte. Unser Gesprächspartner fiel uns bereits im Vorfeld des Interviews dadurch auf, daß er besonderes Interesse an unseren Fragen zu haben schien und den Eindruck erweckte, er freue sich regelrecht darauf, von uns befragt zu werden. Dementsprechend ergiebig war dann auch der Interviewverlauf. Das Interview selbst muß aber auf unseren Gesprächspartner eine eher ernüchternde und zugleich verwirrende Wirkung gehabt haben. Er überlegte einen Moment und sagte dann: „Das waren ja ganz normale Fragen. Wo war denn da das Psychologische und wo das Hintergründige? Was wollen Sie denn bloß mit diesem Gespräch?“ Das ungefähr waren seine Worte. Er hatte wohl erwartet, in eine Art Kreuzverhör genommen oder Zeuge einer Durchleuchtung seiner Psyche zu werden. Wir haben ihm dann zunächst versichert, daß es auch unsere Absicht war, ganz normale Fragen zu stellen; wir seien

Soziologen und keine Psychologen. Er überlegte wieder einen Moment und kam dann offensichtlich zu dem Schluß, daß wir ihm möglicherweise etwas verheimlichen, daß wir ihm auf eine besonders raffinierte Weise auf die Schliche kommen wollten und er das Hintergründige unserer Fragen nur noch nicht durchschaut habe. Von diesem Mißtrauen angetrieben richtete sich sein Interesse auf das Protokoll, das wir handschriftlich während des Interviews verfaßt hatten. Er bat uns, einige Passagen daraus vorzulesen und ging dann auf unseren Vorschlag ein, mit dem Finger auf eine Frage im Gesprächsleitfaden zu tippen und sich von uns die mitgeschriebene Antwort vorlesen zu lassen. „Ja, das habe ich so gesagt“, war sein etwas ungläubig vorgetragener Kommentar, „Und was steht da noch?“. Mehr hatten wir zu der Frage leider nicht zu bieten. Wir mußten dann den ganzen Ablauf noch mehrere Male wiederholen; unser Gesprächspartner zeigte auf eine Frage, wir verlasen die Antwort. Wir waren von Fragenstellern zu Befragten geworden, die über ihre Forschungsmethoden und über ihr Erkenntnisinteresse Rechenschaft abzulegen haben. In eine noch schwierigere Situation eines Rollenwechsels gerieten wir in einem Betrieb eines großen Chemiekonzerns, wo wir dem Leiter einer sogenannten Produktparte zunächst eine von ihm vorbereitete Liste mit ungefähr zehn zum Teil sehr kniffligen und von der Soziologie weit entfernten Fragen beantworten mußten, bevor wir mit unseren Fragen zum Zuge kamen.

9. Damit kommen wir schon zum letzten Punkt, bei dem wir uns mit Umgangsformen und dem Auftreten der Forscher im Feld befassen wollen. Weil es bei der Feldarbeit darauf ankommt, das Vertrauen seiner Gesprächspartner zu gewinnen und diese von der Seriosität der Forschung zu überzeugen, setzt erfolgreiche empirische Forschung die Kenntnis von Verhaltensregeln und Umgangsformen voraus, d.h. man muß wissen, wie man sich im sozialen Feld Betrieb bewegt und zwar auf unterschiedlichen hierarchischen Ebenen. Zu diesem

Themenfeld zählen das Auftreten, Regeln der Höflichkeit, aber auch die Arbeitszeiten der Forscher und nicht zu vergessen auch deren Kleidung. Gerade die Umgangsformen im Feld sind Michael Schumann immer schon ein besonderes Anliegen gewesen. Wer sich das Handwerkszeug der empirischen Sozialforschung aneignen will, kann auch deshalb viel von ihm lernen. Daß zu professioneller Sozialforschung eine ansprechende, d.h. seriöse Kleidung zählt, diese Erfahrung mußten beispielsweise zwei Kollegen von uns machen, deren erste Feldphase damit begann, daß sie von Michael nicht in den Betrieb mitgenommen, sondern erst einmal zu C&A geschickt wurden, um sich dem Anlaß entsprechend einzukleiden. Dieses Ereignis liegt allerdings schon einige Jahre zurück. Angesichts neuer Managementkonzepte müßte man eine betont alltagsbezogene Kleidung heute als Ausdruck einer ausgeprägten shop-floor Orientierung interpretieren.

10. Wir möchten es bei diesen Ausführungen zu den Fragen nach dem Warum und Wie der empirischen Seite der Industriesoziologie belassen. Es erscheint uns ungewiß, ob wir mit unseren Antworten Lust auf Feldarbeit geweckt haben - wir würden sogar jeden warnen sich darauf einzulassen: Diese Form von Wissenschaft kann nämlich süchtig machen. Vielleicht ist es uns aber gelungen, eine Vorstellung davon zu geben, warum es Leute gibt, die empirische Feldforschung betreiben, daß dies mit einem Interesse an politisch-praktischer Wirkung verbunden sein kann und gerade hierin ein besonderer Reiz der Feldforschung liegt. So würden wir jedenfalls Michael Schumann's leidenschaftliches Verhältnis zur Sozialforschung, man kommt nicht umhin, es so zu bezeichnen, erklären. Und um aus dieser Richtung auch unsererseits noch etwas zum gerade erfolgten Rollenwechsel vom Direktor zum Präsidenten des SOFI zu bemerken: Jedem, der Michael Schumann's Terminkalender nicht kennt, sei gesagt, daß sich dort für die nächsten Monate schon wieder eine ganze Reihe von Feldterminen finden.